

# Im Gartenlaube



Beilage zum „Danziger Courier“.

## Die Erbin des Glücks.

Preis-Roman von E. Perodi.  
Befugte Bearbeitung aus dem Italienischen.

[10]

(Fortsetzung.)

Enrico fühlte sich einigermaßen beruhigt, als der Notar das Haus verließ, um nach der Bahnstelle zu fahren.

Auch die Nonne fühlte sich durch den Gedanken aufgeregt, Enrico schon so bald wieder sehen zu sollen. In den täglichen Sorgen um die Kranke vergaß sie zuweilen, wie bald er in sein Haus zurückkehre, dann wieder kam sie sich vor wie ein Soldat, welcher die Gefahr fühlte, die ihm drohte, aber gewissenhaft den Befehlen nachkam, welche er erhalten.

Als man der Klosterfrau meldete, daß ein Herr sie zu sprechen wünsche, sah sie eben der Kranken gegenüber, welche infolge von beruhigenden Arzneien, die man ihr eingegeben, auch wirklich in einen wohlthätigen Schlaf versunken war.

Ehe sie das Gemach verließ, rief die Nonne Antonina herbei und begab sich dann ziemlich aufgeregt zu dem Fremden, welchen, wie sie sich sagte, nur Enrico allein ihr geschickt haben konnte. Sie zitterte so sehr, daß ihr das Gehen schwer wurde, und als sie vor dem Notar stand, grüßte sie denselben nur mit einem leichten Neigen des Hauptes.

„Ich komme im Auftrage des Herrn Sironi,“ sprach er kurz und leise, „ich habe Ihnen Papiere zu überreichen, welche Sie lesen und dann vernichten sollen, aber der Herr Graf wünscht, daß ich Ihnen dieselben außerhalb des Gebietes die-

ses Hauses übergebe — können Sie eine Strecke Weges mit mir gehen?“

„Ich bin bereit, Ihnen zu folgen,“ sprach sie mit zitternder Stimme.

Sie trat mit dem Notar in den Park

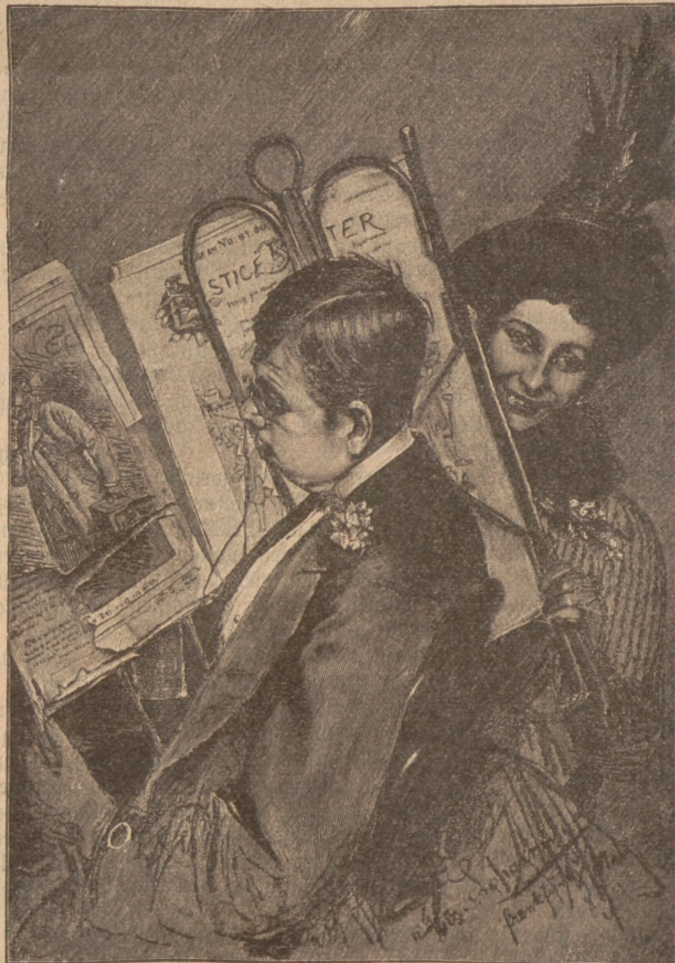
land, es sofort, nachdem sie es gelesen, zu vernichten; dann stieg er in den Wagen, welcher seiner harnte und fuhr davon.

Die Nonne starrte ihm eine Weile regungslos nach, dann erst durchzuckte sie der Bedanke, daß sie vielleicht ein Unrecht begangen, indem sie das Schriftstück angenommen. Um Zeit zum ruhigen Ueberlegen zu finden, nahm sie sich vor, den Umschlag nicht gleich zu öffnen und das Schriftstück in die Tasche ihres Kleides steckend, begab sie sich in die gegenüber liegende Kirche zu dem heiligen Augustin, welche zu dieser Stunde verlassen war; in einer dunkeln Ecke niederknien, trachtete sie zu beten und sich zu fassen — ihr war es, als ob sie plötzlich frei geworden, als ob sie die Kunde erhalte, daß Enrico nie aufgehört sie zu lieben. Doch ein Blick auf ihre klösterliche Kleidung verließ ihr die Kraft, vom Himmel die Gnade zu erstehen, ihr beizustehen, damit sie ihrer Leidenschaft nicht erliege.

Eine Weile verharrete sie regungslos, dann als sie glaubte, sich hinreichend durch das Gebet gewappnet zu haben, verließ sie die Kirche, um nach einem Ort zu suchen, an dem sie unbeobachtet das Schreiben lesen konnte.

Hinter der Kirche befinden sich in einer kleinen Gartenanlage einige Grabdenkmäler erlauchter Familien, dort ließ Schwester Ludovica sich auf einem Grabstein nieder und fing zu lesen an. Bald traten heiße Thränen in ihre Augen und das Gefühl der Verachtung, welches für Enrico zu empfinden sie sich immer gezwun-

gen gefühlt hatte, verwandelte sich in das eines tiefen Erbarmens, dem sich ein warmes, inniges Mitleid paarte. „Wie er mich liebt!“ sagte sie sich, während ein wehmütiges Lächeln



Im Café.

hinaus und erst draußen übergab er ihr das Schriftstück, ihr gleichzeitig dringend empfeh-

ihre Lippen umspielte. Langsam und in tiefe Gedanken versunken, kehrte sie nach Hause zurück, sie kämpfte zwischen dem Wunsch, den Brief, dieses Liebesheiligtum zu behalten und der Pflicht, denselben zu vernichten.

„Der Wille des Herrn geschehe!“ sagte sie sich endlich und das Schreiben in den Kamin werfend, zündete sie es langsam an. Bald schlugen die Flammen züngelnd an den engbeschriebenen Papierbogen empor und nichts blieb von denselben mehr übrig, als ein Häufchen schwärzlicher Asche.

Schwester Ludovica blickte träumerisch darauf nieder — es war das Bild ihres Jugendglücks. Dann trat sie in den Kofen, in welchem ihr Bett stand, sank vor demselben in die Knie und das Haupt in die Kissen bergend, schluchzte sie leise vor sich hin.

## XVIII.

Endlich sich ermannend betrat Ludovica das Zimmer der Kranken.

Antonina, welche dieselbe hätte beobachten sollen, schnarchte in einem Lehnstuhl; Mimma selbst schlief friedlich; bei ihrem Anblick erwachte ein Gefühl der Reue in Schwester Ludovicas Herz und indem sie sich niederbeugte, um sie zu küssen, flüsterte sie: „Armes Geschöpf! Ich — ich allein bin es, welche, ohne es zu wollen, Dich um all' das gebracht hat, was Deine Glückseligkeit hätte ausmachen können; ich verwandelte Deine Mutterfreunden in grenzenlose Qualen! Verzeih' mir und ich verspreche Dir, daß ich auf Kosten meines Lebens Dir neue Freuden zuführe, ich will, daß durch mich Dir Gesundheit und Glück wieder zu teil werde!“

Sie sprach leise, um die Kranke nicht zu wecken, diese aber schlug doch die Augen auf und starrte ihr mißtrauisch ins Gesicht; kaum sah sie aber, daß der Gesichtsausdruck der Nonne ein trauriger war, als sie die Arme um deren Nacken schlang, ihr zulächelte und sie küßte. Schwester Ludovica fand in der Zärtlichkeit, welche die Kranke ihr entgegenbrachte, einen neuen Sporn für ihre guten und edeln Vorätze; sie mied jetzt mehr denn je das Alleinsein, damit es ihr an Zeit mangle nachzudenken. Troßdem wurde es ihr schwer, nicht wieder und immer wieder der Ausdrücke glühender Liebe sich zu erinnern, welche Enrico für sie gehabt.

Am folgenden Morgen las man in ihren Zügen die Ermüdung einer durchwachten Nacht, aber äußerlich ruhig stattete sie dem Professor Guinigi eben ihren Bericht ab, als ihr ein Schreiben Enricos gebracht wurde.

Die Kranke trachtete das Schreiben an sich zu reißen, aber es gelang ihr dies nicht, doch geriet sie darob in solchen Zorn, daß ohne die Anwesenheit des Professors es ihr jedenfalls gelungen sein würde, die Nonne zu fragen und zu beißen.

„Armes Geschöpf!“ rief der Professor, indem er Schwester Ludovica dabei fast zärtlich anblickte, welches Leben der Aufopferung und der Entbehrung führen Sie hier!“

„Bemitleiden Sie mich nicht,“ erwiderte die Nonne mit wehmütigem Lächeln, „ich ziehe es vor, für die Leiden anderer zu dulden, als diejenigen zu ertragen, welche das Schicksal mir selbst auferlegt hat.“

„Ich fürchte, daß die Last von beiden Sie schwer bedrückt.“

Die Klosterfrau erröthete und zerriß unwillkürlich den Brief in ihren Händen.

„Graf Sironi, welcher die Leiche des Kardinals Scarbini, nach Rom begleitet hat, setzt mich in Kenntniß, daß er morgen, zum Zweck ärztlicher Untersuchung, welche bei seiner Frau stattfinden soll, hier eintreffen werde und stellt sich Ihnen von acht Uhr an zur Verfügung!“ sprach Schwester Ludovica.

„Glauben Sie, daß Graf Sironi rückhaltslos mit uns sprechen wird, daß er uns alle Ursachen offenbart, welche den Wahnsinn seiner Frau herbeigeführt haben?“ fragte der Professor vertraulich.

„Ich glaube es, der Wunsch, die Kranke genesen zu sehen, wird ihn dazu veranlassen, jede Zurückhaltung hintanzusetzen.“

„Aber wir sind für ihn zwei Fremde!“

„Vor Fremden spricht man offener und leichter, als vor vertrauten Freunden, letzteren räumt man stillschweigend das Recht ein, über uns zu urtheilen, den Fremden nicht, da sie uns nicht kennen.“

„Sie haben recht!“ erwiderte der Professor, welcher eine sich immer steigendere Bewunderung für dieses schöne, empfindungsvolle Wesen an den Tag legte, das stets das Richtige zu fühlen und auszudrücken verstand.

Das Gespräch der beiden wurde durch die Kranke unterbrochen, welche das Haupt plötzlich lieblos an Schwester Ludovicas Schulter lehnte, während diese mit zärtlicher Beistüßermiene zu ihr niedersah. Unwillkürlich jagte der Professor sich, es sei ewig schade, daß dieses herrliche Geschöpf den Born der Zärtlichkeit, welcher in seiner Seele schlummerte, an eine fast rettungslose Person vergeuden müsse, nicht an eigene Kinder, welche der Himmel in einer gesegneten Ehe ihr hätte schenken können, um solche edel zu erziehen und zum Guten heranzubilden.

„Sie sehen doch, daß ich meine Zeit nicht schlecht verwende!“ entgegnete die Nonne lächelnd auf eine seiner Anschauung ausdrückende Bemerkung des Arztes.

„Das ist ja wahr, aber es könnte doch alles viel besser sein — besser für Sie, meine ich und wer Ihnen Theilnahme entgegenbringt, der muß es bedauern, daß Sie den Freuden dieses Lebens freiwillig entsagten. Sie hätten Herzen und Charaktere heranzubilden können und begnügen sich damit, dem Uebel abzuwehren, welches andre heraufbeschworen haben!“

Unter dem beharrlich auf sie gerichteten Blick des Arztes erröthete die Nonne, ihre reine Seele empfand es fast als Beleidigung, daß man in ihrem Herzen lesen wolle.

Das Stubenmädchen meldete, daß der Abgesandte des Grafen Sironi gekommen sei und eine Antwort auf den Brief erwarte, welchen er der frommen Schwester gebracht. Diese hatte es infolgedessen ziemlich eilig damit, den Professor zu entfernen, denn sie wollte in Ruhe antworten können.

Enrico hatte ihr mit einer Bitterkeit geschrieben, welche ihrem Herzen weh that; die Auftritte, welche er mit der Marchesa Mati gehabt — hatten einen heimlichen Menschenfessel in sein Herz geschleudert, den zu empfinden er früher nicht fähig gewesen wäre.

„Mut!“ schrieb ihm Schwester Ludovica.

„Mut ist die einzige Waffe, welche Ihnen erübrigt, gegen das Verhängnis anzukämpfen, und das geschehene Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen. Der Mut ist die Stütze der Starken, derjenigen, welche um

jeden Preis siegen wollen. Sie müssen Ihren Lebenszweck in erster Linie darin sehen, das Glück Ihrer Frau wieder herzustellen. Ich mag Ihnen streng erscheinen, aber ich verspreche Ihnen, daß ich in dieser langen und schmerzlichen Arbeit Ihnen auf jede nur denkbare Weise zur Seite stehen will. Zersplittern Sie Ihre Kräfte nicht, indem Sie nach der Ursache suchen, welche trennend zwischen Sie und mich getreten ist. Unser wechselseitiges Verhältnis läßt sich nie mehr und durch nichts mehr anders gestalten; Gott hat doch alles zu meinem Besten gefügt und ich danke ihm, daß er mich dazu bestimmt, seine Magd zu werden und mich dadurch vor einem schmerzreichen Leben bewahrte. Lassen Sie sich nicht niederdrücken durch die Aergernisse, welche andre Ihnen bereiten, sondern nehmen Sie dieselben als Sühne für ein schweres Unrecht hin.

Ich habe lange über den Brief nachgedacht, welchen Sie mir aus Frascati sendeten und ich kann nicht umhin zu bemerken, daß Sie in der Vergangenheit leichtsinnig gehandelt haben. Man betritt kein befreundetes Haus, wenn man aus einer Gegend kommt, in welcher eine ansteckende Krankheit herrscht, ohne sich vorher versichert zu haben, daß man keine Uebertragung in jenes Haus veranlasse; ebenso geht man keine neue Verbindung ein, wenn man nicht mit sich selbst vollkommen darüber im klaren ist, daß der Einfluß der Vergangenheit keine Gewalt mehr über uns hat. Es würde besser gewesen sein, wenn das Mädchen einer unglücklichen Liebe wegen gewein und sich abgehärmt hätte, als daß Sie dasselbe aus Mitleid in Ihr Leben hineingezogen, um es dann jenes friedlichen Glücks zu berauben, auf das es doch auch vollen Anspruch gehabt.

Ich schreibe Ihnen rückhaltslos, damit ich es vermeide, eine mündliche Antwort auf Ihren Brief abzugeben. Zwischen uns ist jede fernere Erklärung überflüssig, ersparen Sie mir deshalb die Qual, Ihre weiteren Versicherungen anzuhören und sehen Sie in mir nur eine Person, welche Ihnen beistehen will, ein Werk der Barmherzigkeit durchzuführen.

Möge Ihnen der Himmel helfen und Ihnen die erforderliche Ruhe verleihen, dies ist das tägliche Gebet

Schwester Ludovicas.“

Sie schrieb, ohne die Feder ein einziges Mal zur Seite zu legen, ohne einen Augenblick nachzudenken und nachdem sie den Brief dem Diener übergeben, welcher im Vorzimmer harrte, flog sie nach der kleinen Hauskapelle und sank dort, das Gesicht mit den Händen verhüllend, auf einen Betschemel nieder.

„Ich habe gelogen, mein Gott, ich habe gelogen!“ schluchzte sie unter Thränen, „wie strafbar ist doch diese Liebe! Gott, laß mich sterben, geh' nicht von mir, gib nicht zu, daß ich mein Gewissen bestede, daß ich dieses heilige Gewand durch meine Empfindungen entehre. Wie soll ich morgen die Kraft haben, ihm gegenüber eine Mißachtung zu heucheln, die ich nicht empfinde? Wie soll ich es ruhig mit ansehen, daß er leidet? Ja, mein Gott, ich sehe es ein, ich bin strafbar.“

An dem Tage, an welchem ich erfuhr, daß zwischen dieser Familie und Enrico ein so enges Band bestünde, hätte ich fortleben müssen, jetzt nach allem, was ich weiß, kann ich meinen Posten nicht mehr aufgeben, jetzt

muß Schwester Ludovica das gut machen, was Gabriele verschuldet hat."

Sie weinte unaufhörlich und flehte den Beistand des Himmels an, dabei vergaß sie aber die Kranke, welche sie unter Antoninas Obhut allein zurückgelassen, sie vergaß auch die Verzweiflung Enricos, welcher sich allein in einer Wirtshausstube befand, und dem sie keinen Trost zu bieten willens war.

## XIX.

Wildes, heftiges Schreien und das Zuschlagen mehrerer Thüren drang plötzlich an das Ohr der Nonne und veranlaßte sie, mit hastigen Schritten sich dorthin zu begeben, von wo der Lärm kam. Im Gang stieß sie mit der Irren zusammen, welche die Richtung nach dem Zimmer ihres Gatten eingeschlagen hatte und der Antonina auf dem Fuße folgte. Schwester Ludovica wollte der Kranken entgegenreten, diese aber stieß sie heftig gegen die Wand und setzte dann ihren Weg fort. An der Thür von Enricos Zimmer angelangt, rüttelte sie an derselben, fand dieselbe aber verschlossen.

Die Nonne hatte sich inzwischen wieder erholt, war der Kranken nachgeeilt und umschlang dieselbe mit ihren Armen.

Mimma aber bengte sich nieder und biß sie in die Hand, dann stieß sie Ludovica mit solcher Kraft von sich, daß diese zu Boden fiel, aber im Fallen riß sie die Irre an sich. Durch den Lärm aufmerksam geworden, stürzten sofort der Arzt und das Stubenmädchen herbei; sie hoben Mimma auf und hielten ihre Hände so fest, daß jede Bewegung ihr unmöglich wurde. Antonina half der Nonne beim aufstehen und und redete ihr zu, sich zu entfernen, damit sie doch vor allem die verschiedenen Wunden, welche die Kranke ihr beigebracht, verbinden könne, doch Schwester Ludovica wollte die Kranke nicht verlassen.

„Wenn das so fort geht,“ meinte die Wärterin, „bringt sie uns alle noch um, dies ist bereits Tobsucht. Ich hoffe zu Gott, die Aerzte bestimmen heute, daß man sie einer Anstalt übergibt, ich bleibe keinesfalls hier!“

Schwester Ludovica machte der Wärterin ein Zeichen, daß sie schweigen möge, denn als sie sah, daß die Kranke wieder ruhig geworden, zog sie Antonina in eine Fensternische und wollte von ihr wissen, wodurch jener fürchterliche Anfall denn wohl veranlaßt sein könne.

„Mein Himmel,“ berichtete die Wärterin, „sie war außerordentlich erregt und in der Absicht, sie zu beruhigen, erzählte ich ihr, daß ihr Gatte heimkommen werde und dabei meinte ich harmlos, es wäre doch schön, wenn er sie geheilt wiederfände. Oh, hätte ich jene Worte doch niemals ausgesprochen, denn von dem Augenblick an geriet sie in Wut und diese steigerte sich stets mehr und mehr und nun —“ fügte Antonina bedauernd hinzu, „hat sich wirklich das Unglück zugetragen, welches ich immer befürchtete,

ärztliche Hilfe herbeizurufen wagte sie nicht. Sie schickte nun zur Marchesa Mati, um ihr sagen zu lassen, daß das Befinden ihrer Nichte viel schlechter geworden sei, diese aber erwiderte nur, sie sei zwar in Rom, werde aber nie mehr einen Fuß in das Haus Sironi setzen.

Diese Antwort verblüffte die Wärterin und naturgemäß auch die ganze Dienerschaft, welche davon Kenntniß erhielt. Schwester Ludovica verstand den Sinn dieser verächtlichen Antwort ganz gut und erteilte die Weisung, daß man nie mehr zu der Marchesa schicken solle. Antonina, welche die Neugierde plagte, traf mit dem Stubenmädchen die Verabredung, Erkundigungen einzuziehen, um zu erfahren, was sich zugetragen haben müsse; sie war doch eine Handhabe der Marchesa und als sie den Sachverhalt erfuhr, meinte sie achselzuckend: „Auch ich wäre außer mir, wenn mein Bruder mir den Schabernack spielen wollte, mir nichts, oder so gut wie nichts zu hinterlassen. Wie hat aber nur Graf Enrico es schlaun zu stande gebracht? Er wird jetzt natürlich die Frau ins Narrenhaus stecken und das Geld selbst verbrauchen.“

Mit niedrigen Anschauungen derartiger Menschen schwante Antonina in gehässiger, klatschfüchtiger Weise noch eine Zeitlang weiter, ist es doch eine längst bekannte Thatsache, daß in den vielen Fällen die Dienerschaft, welche von dem Brot ihrer Herrschaft lebt, heimlich zu deren erbittertesten Feinden zählt. Gerade, als sie im schönsten Zuge war und über Enrico Sironi nicht eben Nüchternwertes zu Tage förderte, stand plötzlich Schwester Ludovica vor ihr und maß sie mit strengen Blicken.

Sie war gekommen, um irgend eine Dienstleistung von ihr zu verlangen, aber die Wärterin begriff an der Art, wie ihr die Nonne in die Augen sah, daß sie erkannt sei. Um ihre gehässige Klatschsucht einigermassen wieder gut zu machen, trug sie sich freiwillig an, die Nacht über bei der Irren zu wachen und behauptete, es sei ihr unmöglich die Klosterfrau mit derselben allein zu lassen.

„Es ist das meine Sache,“ entgegnete Schwester Ludovica kurz, „wenn ich Ihrer irgend bedarf, werde ich Sie rufen.“

Die Nonne sah so gebieterisch aus, daß Antonina keine Widerrede wagte.

(Fortf. folgt.)



Am Teerhof in Hamburg.

Wer aus dem neuen Teil der großen Sanitätsstadt in einen der ältern, wie unser Bild ihn vorgegenwärtigt, sich verirrt, wird unwillkürlich glauben, in eine alte kleine Stadt verisetzt zu sein. Nichts kann einen solchen Teil der Stadt treffender bezeichnen, als das, was der bekannte Schriftsteller Herbert Harberts darüber sagt: Man hat Hamburg häufig das „Venedig des Nordens“ genannt. Das ist eine ganz ungerechtfertigte Bezeichnung; viel mehr hat Amsterdam auf diese einen Anspruch. Es gehört eine fühne Phantasie dazu, eine Aehnlichkeit zwischen den Kanälen, welche die prächtige „Königin der Adria“ durchschneiden, darunter die holze „canals grande“ mit seinen wunderbaren Palästen rechts und links, und den trüben „Fleeten“ zu entdecken, deren stehende Gewässer langsam durch Hamburg der Ebbe entgegenröcheln. Ueber die Düste, die häufig genug im Sommer diesen „Fleeten“ entsteigen, hat sich schon Heinrich Heine wiederholt drastisch geäußert. Nach gewissen Zwischenräumen werden die „Fleete“ gepült und dann jene Düste durch das frisch einströmende Aiterwasser mit Gewalt nach oben getrieben, wo sie die Freiheit bekommen, sich gefälligst zerstreuen zu dürfen. An solchen Tagen hütet sich ganz gewiß derjenige Senator, dem die betreffende Angelegenheit unterliegt, im nahen Stadthause die Fenster seines Amtszimmers zu öffnen. Thut er es dennoch aus Versehen, so schlägt er es ohne Zweifel sofort wieder mit bestärkter Hand und feuert, frei nach Schillers Ferdinand in „Kabale und Liebe“: „D, unglückseliges „Fleetenpül“, das mir nie hätte einfallen sollen!“

daß jene Unglückselige sich an Ihnen vergreifen wird.“

In den Augen der Wärterin war die Nonne, welche all' das so ruhig über sich ergehen ließ, wirklich eine Heilige. Ohne etwas zu äußern, schickte sie nach dem Professor Guiniger, denn sie fand, daß Schwester Ludovica der Hilfe und Pflege desselben dringender bedürfe, als die Geistesranke. Der tödliche Zufall indes fügte es, daß der Professor eine Landpartie unternommen und aus eigener Machtvollkommenheit fremde

hässige Klatschsucht einigermassen wieder gut zu machen, trug sie sich freiwillig an, die Nacht über bei der Irren zu wachen und behauptete, es sei ihr unmöglich die Klosterfrau mit derselben allein zu lassen.



**Im Café** (Seite 37). „An der linken Schulter ein Sträußchen duftiger Schneeglöckchen,“ daran wollten sie sich im Kaffeehause erkennen. Er erschien zuerst und vertiefte sich in ein zerrissenes Witzblatt, sie entdeckte ihn sofort und rückte mit einer mächtigen illustrierten Zeitung in seine unmittelbare Nähe. Sie raschelt, wie der Wind im Herbst, mit den Blättern und will sich totlachen, daß er's nicht merkt. Weiter hat der Maler den Auftritt nicht ausgeführt, das folgende können die sinnigen Leser und Leserinnen sich freundlichst selbst ausmalen.



**Das Gift der Brillenschlangen.** Zur Zeit der großen Regen im Oktober 1891 kamen ganze Scharen von Brillenschlangen, die durch Ueberschwemmungen aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben waren, in ein Dorf in der Umgegend von Bae Lénc in Cochinchina. Sie gelangten auch in die Hütten der Eingeborenen und bissen gegen 40 Menschen. Ein beherzter Anamite fing 19 dieser Tiere, sperrte sie in eine Tonne und schickte sie an Dr. Calmette, den Leiter des bakteriologischen Instituts zu Saïgon. Die Giftdrüse der Brillenschlange entspricht der Ohrspeicheldrüse der höheren Tiere, und auch aus der Ohrspeicheldrüse des Menschen läßt sich ein Stoff gewinnen, welcher für Vögel giftig ist. Gegen das Gift der Brillenschlange sind alle Tiere empfindlich, sogar wirbellose, wie z. B. Blutegel; nur die Schlangen selbst, und auch die ungiftigen, sind gefeit. Die Aussaugung des Giftes von der Wunde aus geschieht außerordentlich schnell. Abschnürungen können allerdings die Aussaugung etwas verlangsamen. Alle unsre chemischen Mittel, die sich sonst bei der Wundbehandlung großen Ansehens erfreuen, wie Karbolsäure, Sublimat, Höllenstein u. s. w., verzögern nicht einmal die Vergiftung, ebenso wenig auch Ammoniak. Nur das hypermangansaure Kali bildet mit dem Schlangengift ein schwarzes in Wasser unlösliches Gerinnsel; es ist daher ein vorzügliches Mittel, um alles Gift, das an der Bißstelle geblieben ist, zu zerstören, vermag jedoch die Wirkung des zur Aussaugung gelangten nicht aufzuheben. Dagegen fand Dr. Calmette in dem Goldchlorid ein Mittel, das nicht nur das Gift der Brillenschlange zerstört, sondern auch, in das Gewebe eingespritzt, das Gift nicht mehr eindringen läßt.

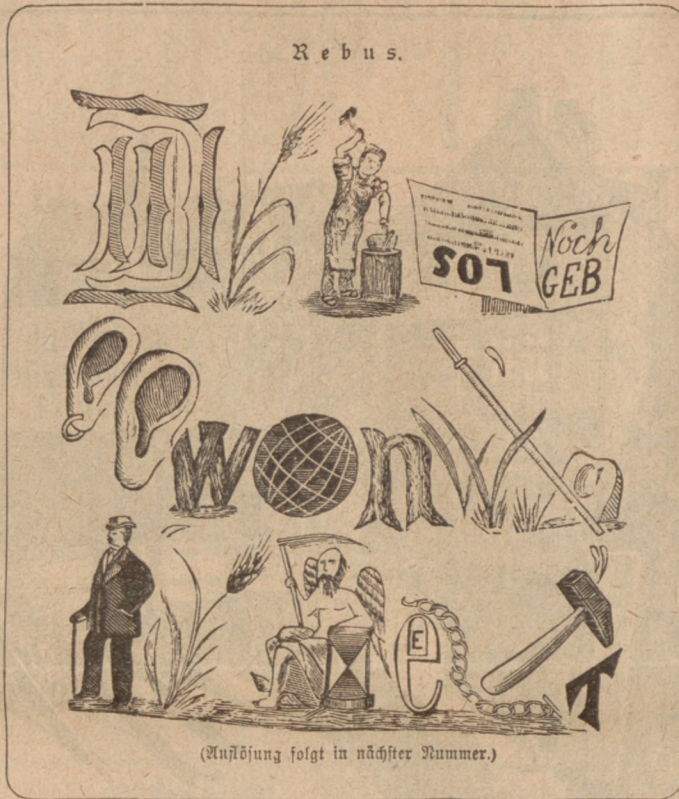
**Der berühmte Hamburger Theaterdirektor Schröder** (1744—1816) war nicht nur der Lehrer, er war der Freund der Schauspieler seiner Gesellschaft, und Bröckelmann wurde vorzüglich von ihm geliebt, unerachtet dessen Hang zur Satyre, die seine Schöpfung kannte, ihm manche Unannehmlichkeit zuzog. Einst schenkte Schröder ihm ein kostbares Messer mit einer witzigen Anspielung auf seinen Spottgeist, und die er erwiderte den Witz mit einem so derben Epigramm, daß Schröder darüber sehr aufgebracht und Bröckelmann den Abschied gab, mit dem Zusatz: sich nimmer vor ihm sehen zu lassen. Bröckelmann, der nie für den andern Morgen gesorgt hatte, kam dadurch in große Verlegenheit und sann auf Mittel, sich mit seinem Freunde wieder zu versöhnen. Er schickte ihm das erwähnte Messer zurück und schrieb ihm folgende Zeilen:

„Du, der von mir so tief gekränkt sich glaubt, Beschlist mir, Deinen Anblick zu vermeiden. Mein Herz, das nichts sich gegen Dich erlaubt, Muß für die Fehler meiner Junge leiden. Gerechte Strafe beugt mein schuldig Haupt, Doch kann ich nur im Lobe von Dir scheiden; Drum nimm dies Messer, das mein Brot mir raubt, Ich habe künftig keines mehr zu schneiden.“  
Schröder verzieh, und ihre Freundschaft blieb dauernd ungetrübt.

**Guter Rat.** Ein Lehrer hat eine offene Wunde an einem Bein, die er seinem besuchenden Freunde mit den Worten bloßlegt: „Da, schau her! Was soll ich nur machen!“ Freund: „Wenn ich wie Du wär, thät ich diese offene Lehrerstelle ausschreiben.“

**Der Herzog und die Bettlerin.** Der verstorbene Herzog Maximilian von Baiern, der Vater der Kaiserin Elisabeth, war sehr stolz auf seinen Sohn, den Augenarzt Herzog Theodor, und führte ihm oft Patienten zu. Als er eines Tages durch die Straßen von München spazierte, sah er an einer Straßenecke ein blindes Mädchen, welches sich durch Fingen ihren Lebensunterhalt verdiente. Er nahm ein Goldstück aus seiner Börse, überreichte es dem Mädchen und sagte dann zu demselben: „Ich werde Ihnen die Adresse eines Arztes geben, der Sie vielleicht heilen kann.“ Mit diesen Worten nahm er eine Visitenkarte aus seinem Notizbuch, schrieb ein paar Zeilen darauf und ging von dannen. Als die Blinde an dem Abend nach Hause kam, wollte weder Mutter noch Schwester ihren Augen trauen, denn auf der Karte stand: Herzog Maximilian, und die auf derselben stehenden Worte waren an den Herzog Theodor gerichtet. Sie glaubten, es hätte sich jemand einen schlechten Scherz mit dem blinden Mädchen gemacht. Die Blinde aber hatte Vertrauen und begab sich am nächsten Tage mit einer Freundin nach dem Palast des Herzogs Karl Theodor. „Ich weiß bereits,“ sagte der junge Augenarzt, „mein Vater hat mir schon erzählt, wir wollen sehen, was sich thun läßt.“ Die Operation gelang über Erwarten, das Mädchen erlangte wieder ihr Augenlicht und heiratete unter der Protection des Herzogs Maximilian einen reichen Kaufmann.

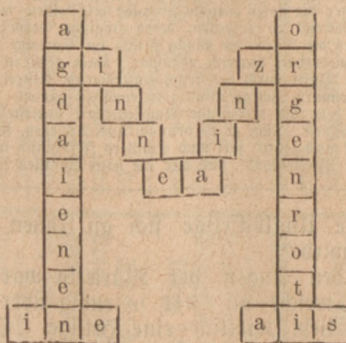
**Ein weiser Ausweg.** Mohamed, der Prophet, wurde eines Tages von einer alten Dame mit der wiederholten Frage verfolgt, was zu thun sei, um ins Paradies zu kommen? „Liebe Alte,“ entgegnete er der ungehimten Fragerin endlich ohne Unwillen, „das Himmelreich ist nicht für alte Weiber. Darüber rhob die Alte ein jämmerliches Geschrei und weinte bitterlich; um sie nun zu trösten und zugleich von sich zu entfernen, leitete der Prophet seine Worte dahin, daß im Paradiese deshalb keine alten Frauen sein könnten, weil sie beim Eintritt in dasselbe alle verjüngt



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

**Bei der Schutzmanns-Prüfung.** Kommissar: „Was thut der Schutzmann, wenn er in einer Wirtschaft, welche die Schnapskonzession nicht besitzt, sieht, daß jemand einen Schnaps bestellt und ihn erhält?“ Kandidat (nach einigem Nachdenken): „Er bestellt sich auch einen!“  
**Schlagfertig.** Dichter: „Hier bringe ich Ihnen ein Stück, welches den Abend füllt.“ Theaterdirektor: „Bringen Sie mir lieber ein Stück, das mein Theater füllt.“

**Auflösung der Aufgabe**  
aus voriger Nummer:



**Erklärung des Vergerbildes**  
aus voriger Nummer:

Das liebliche Fräulein, deren Blick sehnsuchtsvoll über den See schweifen, um den Fischer zu der besprochenen Rahnfahrt zu eripähen, ahnt dessen Nähe nicht. Macht man mit dem Bild eine Wendung nach links, zeigt sich an der Wurzel der darren Lanze und dem kleinen Holzganz der Kopf des Fischers, seine Fische bilden die Mauer des Dorfturns.

würden.  
**Ein Kind der Zeit.** „Karl, Du mußt mir folgen! Als ich noch klein war, war ich stets artig und gehorsam!“ — „Ach, Mama, das werde ich meinen Kindern später auch erzählen!“

**Rätsel.**

(Für unsre kleinen gelehrten Leser.)

Sind Vater und Mutter und Kinder zu Haus, Stets ist auch ein „Freund“ da und nie bleibt er aus. Wer aber sucht ihn als Fremdwort heraus?

**Versteck-Rätsel.**

Wissen, Weisagung, Erkenntnis Höret auf und ist nur Stückwerk; Nimmer höret auf die Liebe! Glaube, Liebe, Hoffnung bleibt — Doch das größte ist die Liebe!

In obigen Worten Julius Wolfs bilden die fettgedruckten Buchstaben richtig zusammengeheft den Namen eines unsrer größten bildenden Künstler dieses Jahrhunderts.

**Trenn-Rätsel.**

Wohl mancher ließe sich die ersten zwei entzwei, Müht er nur, daß für ihn die dritte kam' heraus Wo streng und lieblos herrschen alle drei, Entlieh schon manches Kindlein seinem Haus.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

der Briefst. Aufgabe: Faden, Rose, Igel, Tugend, Zunge, Richter, Augen, Uhren, Tage, Engel, Rebe, Fritz Router; der zweifelhafte Scherz: Uhlau (Uhu); des Wortspiel-Rätsels: Spießen; des Trennung-Rätsels: Ein Fritt, Eintritt.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten. Beleg vom 11./VI. 70.

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz, Gebudt und herausgegeben von **Jhring & Jährenholz**, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.